

Missionarische Ökumene – Kooperation und Konkurrenz

Ich möchte mich für die Einladung, heute zu Ihnen zu sprechen, herzlich bedanken. Ich habe in den letzten Monaten das Projekt Hafen-City interessiert begleitet. Ich hoffe allerdings, dass Sie nicht erwarten, dass ich nun die Konkretionen für dieses Projekt liefere, wie dies der Untertitel unseres Themas andeutet. Aber ich möchte mich bemühen, meine grundsätzlichen Überlegungen zum gegebenen Thema sehr nahe an die konkrete Situation heranzuführen.

Ich gliedere das, was ich zum Thema zu sagen habe, in drei Punkte, wie es sich für eine rechte Rede gehört:

1. Konkurrenz belebt das Geschäft

Das ist eine häufig zitierte Regel aus dem Bereich der Wirtschaft. Allerdings scheint sie auch dort nicht mehr allgemeingültig zu sein. Es gibt einen ausgeprägten Hang zu Fusionen, bzw. zur freundlichen oder feindlichen Übernahme der Konkurrenten, und – zumindest dem Nichtfachmann – scheint das, was dabei herauskommt, nicht immer effektiv zu sein. Ist dies eine Erklärung für die bekannte missionarische Schwäche kirchlicher Unionen?

Konkurrenz belebt das Geschäft. Das scheint gerade dort wahr zu sein, wo das Christentum sozusagen „boomt“, nämlich in den Ländern Afrikas oder Lateinamerikas. In diesem Sommer war ich für einige Zeit in Sierra Leone. Ein erfahrener Mitarbeiter aus Westafrika berichtete, in seiner ersten Gemeinde habe er festgestellt, dass im Umkreis von fünf Meilen etwa 330 Denominationen vertreten seien. Das scheint unglaublich, aber wenn man einmal die vielen Hinweisschilder auf religiöse Versammlungen in einer afrikanischen Stadt gesehen hat, scheint zumindest die Größenordnung nicht falsch zu sein. Man findet dort noch Denominationen, die sich in Europa schon lange mit anderen zusammengeschlossen haben, noch selbstständig arbeitend vor und daneben unendlich viele Spielarten neuer Gruppen, insbesondere aus dem pfingstlerischen, charismatischen, neuapostolischen oder indigenen Bereich des kirchlichen Spektrums. Und alle scheinen zu blühen!? Man wetteifert im Guten und weniger Guten miteinander, und das setzt offensichtlich beträchtliche missionarische Kräfte frei.

Ein Kenner meinte, diese Situation entspreche genau dem afrikanischen Clan-Denken, wo jede Gruppe nicht nur ihre eigene Sprache, sondern auch ihre eigene Kirche brauche.

In Deutschland ist die Situation sicher etwas anders. *Empirisch* scheint sie mir eher ambivalent zu sein: *Einerseits* können viele Zeitgenossen nur noch in der Kategorie *einer* Kirche denken, die sie dann häufig im Guten und Bösen mit der Römisch-katholischen Kirche identifizieren. *Andererseits* sind auch in Deutschland unabhängige eigengeprägte Einzelgemeinden – meist aus dem charismatischen Bereich – recht erfolgreich.

Nichtkirchliche Leute entdecken dort eine dem modernen Lebensgefühl angepasste

Alternative zur „Kirche“ (nicht untypisch ist die Kombination zwischen holzschnittthafter konservativer Verkündigung und High-Tec-Ausrüstung der Gemeindehäuser); kirchliche Leute finden dort – oft nach längeren „Church-Hopping“ ihre maßgeschneiderte Gemeinde. „Just on demand“ scheint auch im kirchlichen Bereich den Markt am besten zu bedienen. *Grundsätzlich* aber scheint bei uns sich sehr viel stärker die Überzeugung und das Bewusstsein durchgesetzt zu haben – und zwar sowohl innerhalb als auch außerhalb der Kirche – dass die Kirche eins sein sollte. Interessanterweise gibt es mehr und mehr kirchliche Gruppierungen, die von ihrem Ursprung her ökumenekritisch eingestellt sind, die heute an der zwischenkirchlichen Zusammenarbeit interessiert sind. Wir erhalten in den Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen eine große Zahl an Bewerbungen, von denen wir nicht immer sicher sind, ob sie das Gütesiegel „ACK“ oder die Zusammenarbeit mit anderen Kirchen suchen. Aber es gibt doch offensichtlich sehr viel echte ökumenische Gesinnung, weil die Besinnung auf die Grundaussagen unseres Glaubens, nämlich auf Christus und das Evangelium, uns hilft, ja uns zwingt, auch über die Gemeinsamkeit, wenn nicht sogar die Einheit der Kirchen sehr viel intensiver nachzudenken. Zugleich könnten wir fragen, ob von dieser Mitte aus nicht auch eine gesunde Vielfalt der Ausprägungen des Lebens und der Verkündigung des Evangeliums möglich wird.

2. Das Evangelium schafft Identität

Die *Eindeutigkeit des Evangeliums*, die wir verkündigen, ist Grundlage unserer *Mission*. Mission heißt Sendung, und Sendung bedeutet, anderen etwas zu überbringen. Allerdings gehört es zum Wesen christlicher Sendung und Mission, dass dieses „etwas“, das wir weitergeben, nämlich das Evangelium von Jesus Christus, die gute Botschaft vom Heil Gottes, nicht „etwas“ ist, das man wie ein verschnürtes Paket beim Empfänger abladen und sich nach verrichtetem Auftrag verabschieden kann. Die Boten gehören zur Botschaft und die Botschaft lebt durch die Boten!

Ich will für diese These nur drei neutestamentliche Belege geben:

Johannes 20,21 heißt es: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“. Jesu Sendung geht weiter in der Sendung der Jünger. Nicht, dass sie noch einmal alles neu tun müssten, was Jesus getan hat. Aber die Zuwendung Gottes zu den Menschen, wie sie in der Liebe Jesu sich ein für alle Mal erwiesen hat, lebt im Dienst und in der Verkündigung der Jünger weiter.

In 1. Thessalonicher 2,7 sagt Paulus über seine Mission in Thessalonich: „Wir waren nicht nur bereit das Evangelium mit euch zu teilen, sondern auch unser Leben; denn wir hatten euch lieb gewonnen“. Die Existenz des Apostels gehört mit hinein in die Mission, die vom Evangelium getragen wird.

Selbst der klassische Missionsbefehl in Matthäus 28,18f gehört in diesen Zusammenhang, denn der Auftrag „Jünger zu machen“ bedeutet ja nichts anderes, als Menschen in die Nachfolge Jesu zu rufen. Kirche ist missionarische Lerngemeinschaft, und darum wird das, was in Taufe und Lehre geschieht, getragen von der Gemeinsamkeit des Weges, auf dem wir Jesus nachfolgen.

Aber zugleich gilt auch das andere: Wir sind als Boten nicht die Botschaft; unsere Sendung hat einen klar erkennbaren Bezugspunkt: Jesus Christus, und unsere Botschaft einen klar benennbaren Inhalt. Aber die Identität, die das Evangelium stiftet, lässt Raum für unterschiedliche Schwerpunktsetzungen. Schon in Galater 2,7 steht die Kirchengemeinschaft (*koinonia*), die zwischen den Aposteln bekräftigt wird, im Dienst einer Arbeitsteilung, in der Petrus als der Apostel für die Juden und Paulus als der Apostel für die Heiden gilt. Auch hin 1. Korinther 9,16-22 wird deutlich, dass Paulus für seine eigene Mission keine Uniformität sucht, sondern sich bemüht, den Juden ein Jude und den Gesetzlosen ein Gesetzloser zu sein. Allerdings muss die Grundlage solcher Arbeitsgemeinschaft die gegenseitige Anerkennung sein. Wo etwa, wie in Antiochien nach dem Bericht des Paulus in Galater 2,11ff, die Tischgemeinschaft verweigert wird, ist auch die Arbeitsgemeinschaft in Gefahr.

Ich würde Ihnen deshalb für Ihre gemeinsame Arbeit in der Hafen-City raten, neben all den konzeptionellen und praktischen Erwägungen auch eine Prozess der Verständigung darüber in die Wege zu leiten, was Grundlage, Inhalt und Ziel Ihres Engagements ist. Dass Kirche „irgendwie“ auch in der Hafen-City präsent sein sollte, genügt – so glaube ich – als Basis für eine gemeinsame Mission nicht.

Die Erarbeitung eines Leitbildes für die „Brücke“ bzw. einer missionarischen Zielsetzung für diese Arbeit (Was wollen wir mit welchen Mitteln erreichen?) könnte hier hilfreich sein, und der gewählte Name könnte dafür auch schon Bildmaterial zur Verfügung stellen. Natürlich muss ein solches Leitbild weit genug sein, um unterschiedliche Prägungen und Gestaltgebungen christlichen Lebens nicht vorschnell auszuschließen. Aber es muss auch klar genug sein, um auf Grund dieses Maßstabs wenn nötig auch einmal sagen zu können: Das wollen wir nicht! Vielleicht kann das Wort der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen zur Aufgabe der gemeinsamen Evangelisation und Mission in Deutschland hier eine gewisse Hilfestellung leisten.

Meiner Meinung nach ist die Gelegenheit für solch ein Unternehmen zurzeit günstig. Die christlichen Kirchen in Deutschland stehen sich nahe wie kaum irgendwo in der Welt! Ich kenne wenige Länder, in denen ein so breites Spektrum christlicher Kirchen in der einen oder anderen Form bereit sind, miteinander zusammenzuarbeiten.

Die Erstellung eines solchen Leitbildes könnte auch eine Klärung in der Frage nach dem interreligiösen Charakter der Brücke bringen. Dazu möchte ich, gewissermaßen als Fußnote,

meine Meinung äußern: Ein ökumenisches Zentrum in der Hafen-City muss Raum für das interreligiöse Gespräch bieten. Aber ich denke, es muss auch klar bleiben, wer dabei Gastgeber und wer die Gäste sind. Interreligiöse Andachten oder gar Gottesdienstes bräuchten eine vorherige Klärung der Grundlage, die nach meiner Ansicht derzeit kaum zu leisten ist und zugleich die innerchristliche Identitätsfindung gefährden würde.

Denn das, was für unsere missionarische Arbeit Identität stiften kann und muss, ist die Botschaft vom Heil im Wirken des dreieinigen Gottes. Das ist keine ausgrenzende Botschaft, da sie auch ein Wirken Gottes, des Schöpfers, seines Logos und seines Geistes außerhalb des Kreises derer, die sich zu Christus bekennen, kennt. Aber gerade deshalb stiftet das Evangelium vom Heilwirken des dreieinigen Gottes zur Mission an, um diesem Wirken nachzugehen und das Leben, das dieser Gott schenkt, mit anderen auch ganz bewusst zu teilen.

3. Kooperation in gemeinschaftlicher Arbeit und im Wettstreit der Liebe

Die Arbeit in einem ökumenischen Zentrum, wie es in der Hafen-City geplant ist, braucht meiner Ansicht nach zwei Arten von Elementen.

Das sind einerseits die Elemente erkennbarer Gemeinsamkeit. Ich denke an

- gemeinsame gottesdienstliche Feiern, gewissermaßen „gottesdienstliche Vollversammlungen“ der beteiligten Kirchen, die nicht unbedingt eine gleichbleibende „Einheitsliturgie“ aufweisen müssen, aber erkennbare Gemeinsamkeit zeigen. Es sind in den letzten Jahren viele gute ökumenische Liturgien für solche Zwecke ausgearbeitet worden;
- einen gemeinsamen öffentlichen „Auftritt“, vergleichbar einem Internetauftritt, der natürlich auch nicht fehlen darf, einem identitätsstiftenden Logo und anderen Merkmalen einer Corporate Identity;
- die Bereitstellung eines offenen Raums der Begegnung und des Gebets. Ein solches Zentrum sollte so etwas wie ein permanenter „Open Space“ mit unterschiedlichen Angeboten, aber erkennbarer Verbindung untereinander darstellen:
- eine gemeinsame sozialpolitische Willensbildung im Geist christlicher Diakonie, die ganz bewusst auch in die Zivilgesellschaft dieses Stadtteils und der ganzen Stadt hineinwirkt.

Andererseits bedarf es der Elemente ergänzender Verschiedenheit: Ich denke an

- Angebote unterschiedlicher Formen von Gottesdienst, Andacht und Gebet;
- Angebote verschiedener Formen der Einübung in den christlichen Glauben,
- z.B. Glaubenskurse, die sich am Inhalt der christlichen Glaubensaussagen orientieren, oder

- z.B. themenorientierte Auseinandersetzung mit aktuellen und grundsätzlichen Problemen, die sich an den Fragen orientieren, die unsere Zeitgenossen bewegen.
- Die Möglichkeit, verschiedene Formen christlichen Lebensstils kennenzulernen (etwa durch die Existenz einer Kommunität oder einer christlichen Wohngemeinschaft). Das wäre ein Ort, wo Menschen Verbindlichkeit in einer offenen und nicht bedrängenden Form erleben können.

Insgesamt darf es hier auch zu einem gesunden Wettbewerb der Formen kommen (vgl. Paulus in Galater 4,18: Eifern und umeifert werden ist gut, wenn es nur im Guten geschieht!). Aber das muss auf der Basis grundsätzlicher gegenseitiger Anerkennung geschehen, sonst wird es zur problematischen Konkurrenz.

Offen ist allerdings noch die Frage, welche Möglichkeiten es zur Bildung einer ökumenischen Gemeinde oder eines interkonfessionellen Gemeindeverbandes gibt. Hier sollten wir einmal über die Landesgrenzen hinausschauen und in England studieren, wie dort schon seit vielen Jahren „local ecumenical projects“ existieren, in denen verschiedene Denominationen ganz eng miteinander zusammenarbeiten.

Soweit meine grundsätzlichen Erwägungen und praktischen Vorschläge. Ich hoffe, dass sie Ihnen Anregungen geben, jetzt zunächst in den Arbeitsgruppen darüber zu sprechen und dann auch in der weiteren Arbeit des Vereins zu erkennen, was die nächsten Schritte sein werden.

Walter Klaiber

Referat zum Studientag der ACK Hamburg am 3.10.2002 zum ökumenischen Projekt Hafen-City